

Das größte, modernste Krankenhaus der Welt.



In der deutschen Reichshauptstadt wird am 1. Oktober ein neues Krankenhaus in Benutzung genommen werden, das mit vollem Recht das größte und modernste Krankenhaus der Welt genannt wird. Kaiser Wilhelm, welcher die umfangreichen Anlagen des Virchow-Krankenhauses eingehend besichtigte, hat sich überaus lobend über die ganze Einrichtung ausgesprochen. Alle Verzierung ist als Staubfänger an den Gebäuden vermieden. Als Fußbodenbelag fanden helle Fliesen Verwendung. Wohnungen sind für 100 Kette und 600 Krankenschwestern und Wärter vorgesehen. Brothartige Einrichtungen sind auch die Wasch- und Plätt-

anstalt, die Näh- und Zickräume, die Kassen zum Waschen von Wäsche, die Maschinen zum Desinfizieren und die Maschinen zur Erzeugung von Eis, Licht, warmem Wasser und Heizung. Trinkwasser liefert ein eigenes Wasserwerk. Die Kuchküche ist so eingerichtet, daß täglich für 3000 Personen Speisen zubereitet werden können. Das Krankenhaus hat eigene Fleischerei und Wurstfabrik. Schwimmbassin, Brause, Bannen, Sitz-, Kasten-, Lichtbäder sind natürlich auch vorhanden. Die ganze Anlage umfaßt 57 Gebäude mit etwa 4000 Räumen und kostet einschließlich Inventar 13 868 000 M.

LOKALES

* Wiesbaden, 10. September 1906.

Hb. Internationaler Kriminalistischer Kongress. Im Saale der Frankfurter Loge begann gestern vormittag die 11. Landes-Verammlung der internationalen kriminalistischen Vereinigung. Als Regierungsvertreter sind anwesend: Geh. Admiralitätsrat Jellisch für das Reichsmarineamt; Oberregierungsrat Dr. Herrmann für das preussische Ministerium des Innern; Generalstaatsanwalt Gehler für Sachsen, Ministerialrat Zindel für Württemberg, Regierungsrat von Engelberg für Baden und Generalstaatsanwalt Dr. Preorius für Hessen. — Der Vorsitzende der Landesgruppe Deutsches Reich Prof. Dr. Mohr aus München eröffnete die Tagung mit einer Darlegung der Ziele der Vereinigung; Schutz der Gesellschaft im allgemeinen und Schutz einzelner Schichten unter Berücksichtigung auch der sozialen Gesichtspunkte. Diesmal handelt es sich um die Frage der Ausgestaltung des Strafprozesses, wobei es weniger auf die Einzelheiten als auf die Festlegung der Richtungslinien in ihrer Gesamtheit ankommt. Es sprachen sodann Geheimrat Jellisch für die Reichsmarine, Justizverwaltung und Geheimrat Herrmann für die Regierungen der Bundesstaaten. Nach den Begrüßungsansprachen bildete den ersten Beratungsgegenstand die Reform des Strafverfahrens, worüber Landgerichtsdirektor a. D. Dr. Schörrer aus Berlin einen längeren einleitenden Bericht erstattete. Aus dem Vortrag folgte zunächst eine allgemeine Aussprache, aus der hervorzuhellen ist der Vorschlag des Oberbürgermeisters Wides-Frankfurt, einen Ausschuss nach England zu entsenden zur Prüfung der dortigen Verhältnisse. Staatsanwalt Dr. Feisenberger-Böckum verlangte eine gute erste Instanz, dann werde der Ruf nach einer Berufung von selbst verschwinden. Die bisherige Voruntersuchung habe sich nicht bewährt. Die Staatsanwaltschaft müsse mit der Voruntersuchung betraut und gleichzeitig selbständiger gestellt werden, während die Amts-anwaltschaft zu beseitigen sei.

* Die Aufhebung der Sonntags-Paketbestellung im Reichs-Postgebiet hat sich in jeder Weise bewährt, und die Behörde wird deshalb auf dem beschrittenen Wege weiter vorgehen, um dem Personal eine fühlbare Erleichterung seines Dienstes an Sonn- und Festtagen zu gewähren. Zunächst wird noch eine andere Erleichterung des Sonntagsdienstes geplant, welche dem Postpersonal im ganzen Reiche zugute kommen wird; sie betrifft die Einstellung der Geldbestellung an den Sonn- und Festtagen, für welche der Reichstag in seiner im vorigen Jahre gefassten Resolution eingetreten ist. In welchem Umfange dem Verlangen der Vollvertretung stattzugeben sein wird, darüber schweben gegenwärtig noch Erhebungen.

Schwächliche in der Entwicklung oder beim Wachsen zurückbleibende Kinder, sowie Unt- arme, sich mangelnde und nervöse überarbeitete, leicht erregbare, frühzeitig erkrankte Erwachsene gebunden an Kräftigungsmittel wie grobem Eriola Dr. Commel's Haematogen.

Der Appetit erwacht, die geistigen und körperlichen Kräfte werden rasch gehoben, das Gesamt-Neuendystem geklärt.

Man verlange jedoch ausdrücklich das echte „Dr. Commel's“ Haematogen und lasse sich keine der vielen Nachahmungen ansehn.

Tel. **Conrad H. Schiffer,**
3046. Hofphotograph, jetzt Taunusstr. 24.



Freudige Zufriedenheit

spricht aus dem lächelnden Gesicht der Hausfrau, die ihre Wäsche unter Verwendung von Sunlight Seife in richtiger Weise behandelt. Der früher gefürchtete Wäschtag dauert nicht mehr bis in die Nacht hinein, sondern in kürzester Zeit — ohne große Anstrengung — hängt die tadelloso gereinigte Wäsche auf der Leine.

Man achte deshalb unbedingt darauf, daß nur Sunlight Seife zur Wäsche und zu allen Reinigungsarbeiten Verwendung findet. Die meisten Geschäfte führen diese erste Marke in den zwei gangbaren Größen: dem charakteristischen Doppelstück zu 25 Pf. und dem handlichen Ovalestück zu 10 Pf. Als Ersatz angebotene Nachahmungen weist man in eigenem Interesse entschieden zurück.



**Schubladenregale,
Ladentheken (gut gearbeitet),
neue und getraute, sehr billig zu verkaufen
Marktstraße 12, bei Späth.**

Großer Schuhverkauf!

Out! Nur Reugasse 22, 1 Etage hoch. Billig!

Pension Waldfrieden! Michelbach, im romantischen Kartal, für Erholungsbedürftige und Kinder allein, auch im Herbst u. Winter. Arzt und Apotheke, desgleichen Bahnstation und Hauptpost. Preis nach Vereinbarung.
P. N. Müller.

Dr. Prüssian
ist zurückgekehrt.

Lehr-Institut für Damen-Schneiderei.

Unterricht im Maßnehmen, Musterzeichnen, Zuschneiden und Anfertigen von Damen- und Kinderkleidern wird gründlich und sorgfältig erteilt. Die Damen fertigen ihre eigenen Kostüme an, welche bei einiger Aufmerksamkeit tadelloso werden. Sehr leichte Methode. Die besten Erfolge können durch zahlreiche Schülerinnen nachgewiesen werden.

Schnittmuster-Verkauf.

Nähere Auskunft von 9—12 und von 3—6 Uhr.
Prospekte gratis und franko.
Anmeldungen nimmt an gegen

Marie Wehrbein, Friedrichstr. 36,

Gartenhaus 1. Stock, im Hause des Herrn Ad. H. G.

Karlsruher Hof

Friedrichstraße 44.

8244

Apfelmojt!

Apfelmojt!



Unterricht für Damen und Herren.

Lehrfächer: Schönschrift, Buchführung (einf., doppelte u. amerikan.), Correspondenz, Kaufmann, Rechnen (Brog., Zinsen u. Conto-Corrent-Rechnen), Buchführung, Kontorunde, Stenographie, Maschinenschreiben. Gründliche Ausbildung. Rascher und sicherer Erfolg. Tages- und Abend-Kurse.

NB. Kennzeichnung von Geschäftsbüchern, unter Berücksichtigung der Steuer-Selbstveranschlagung, werden hierin ausgeführt.
Heinr. Leicher, Kaufmann, langj. Fachlehr. a. groß. Lehr-Instit.
Friedrichstr. 1a. Verterte und 1. Et.

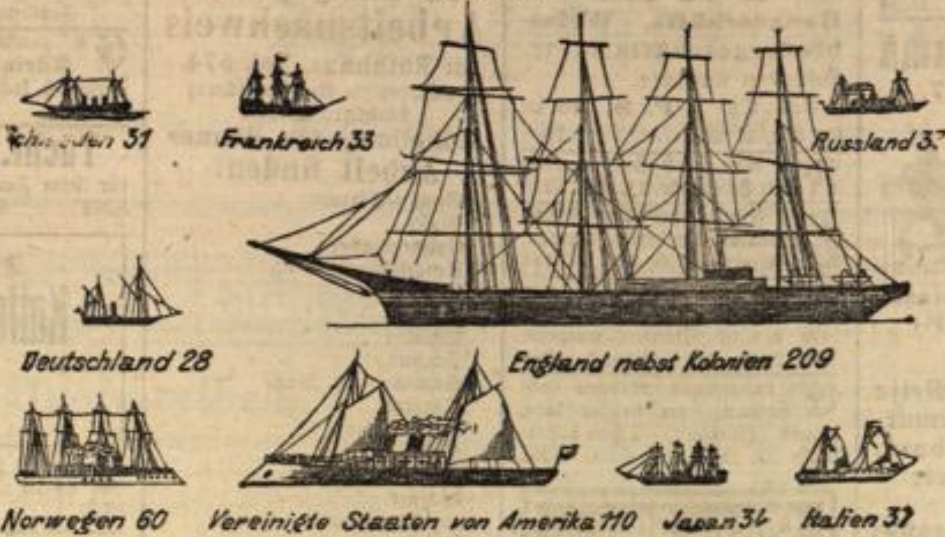
Akademische Zuschneide-Schule

von H. J. Stein, Wiesbaden, Luisenplatz 1a, 2. Et.
Erste, älteste u. preisw. Fachschule am Platz
und sämtl. Damen- und Kindergard. Berliner, Wiener, Engl. und Pariser Schnitt. Richt. f. all. Methode. Vorgügl. prakt. Unterr. Gründl. Ausbildung i. Schneiderinnen u. Drecker. Schül. u. Lehrl. tagl. 10 u. 12 Uhr. und eingerichtet. Taillennuß incl. Futter-Kupr. 12. 125. Modisch. 75 Pf. bis 1 M.

Büsten-Verkauf: Paff. schon von M. 3.— an, Stoff von M. 6.50 an, mit Ständer von M. 11.— an.

Was das Meer verschlingt.

Von den im Jahre 1904 untergegangenen oder gescheiterten Schiffen verloren:



Wenn heute urplötzlich die Ozeane vertrocknen würden und man könnte über den geheimnisvollen Meeresboden dahinschreiten, so würde dieser wahrscheinlich den Eindruck eines ungeheuren Trümmersfeldes machen. Denn was alles mag im Laufe der Jahrtausende das wüthende Meer verschlungen haben! Wie viele Flotten und Einzelschiffe sind, solange die Menschen den Ozean durchfahren, dem brausenden Orlan zum Opfer gefallen! Nach der jetzt veröffentlichten Statistik sind im Jahre 1904 allein von Dampf- und Segelschiffen unter deutscher Flagge 28 mit einem Gesamtgehalt von 49 500 T. untergegangen oder gescheitert. Engand mit seinen Kolonien hat den Verlust von

209 Schiffen mit 25 000 T. zu beklagen. Im Verhältnis zu seinem Schiffsbestand hat es 1,49 v. H. verlor. Deutschland 0,45 v. H. verlor. An zweiter Stelle kommen die Vereinigten Staaten von Amerika mit einem Verlust von 110 Schiffen mit 54 000 T. und dem höchsten Prozentatz von 3,7 v. H. ihres Schiffsbestandes. Weiter folgen Norwegen mit 60, Russland und Italien mit je 37, Japan mit 34, Frankreich mit 33, Schweden mit 31 Schiffverlusten. Die Handelsflotte Deutschlands betrug Ende 1904 4083 Segelschiffe und 2138 Dampfschiffe mit einem Gesamtgehalt von 3,9 Millionen Registertonnen und 71 600 Mann Besatzung.

Die neuen Ritter des Schwarzen Adler-Ordens.



Herzog von Ratibor

Kardinal-Fürstbischof Kopp

Graf von Zedlitz-Trützschler

Der Kaiser hat in Breslau drei neue Ritter des Schwarzen Adler-Ordens ernannt: den Kardinal-Fürstbischof Kopp, den Oberpräsidenten von Schlesien Grafen Zedlitz-Trützschler und den Herzog von Ratibor.

Kardinal Dr. Georg Kopp, Fürstbischof von Breslau, wurde am 25. Juli 1837 zu Duderstadt in Hannover geboren. Im Jahre 1881 erfolgte seine Wahl zum Bischof von Fulda, 1884 wurde er in den Staatsrat und 1886 ins preussische Herrenhaus berufen. Seinen Bemühungen ist die friedliche Regelung des Kulturkampfes sehr wesentlich zu danken. Im Jahre 1887 wurde er zum Fürstbischof von Breslau ernannt.

Graf Zedlitz-Trützschler ist am 8. Dezember 1837 zu Freienwalde geboren. Er schlug zunächst die militärische Karriere ein, war Leutnant im 6. Kürassierregiment, später Adjutant bei den Gardebataillon.

Im Jahre 1862 legte er die Uniform ab, doch der Krieg von 1866 sah ihn wieder in den Reihen seiner Kameraden. Er war Adjutant bei der 2. Kavalleriedivision. Auch am deutsch-französischen Kriege beteiligte er sich. 1881 wurde er Regierungspräsident in Oppeln, 1884 erfolgte seine Ernennung zum Staatsrat, 1886 wurde ihm das Oberpräsidium in Posen übertragen, 1891 wurde er Kultusminister, aber schon nach einem Jahre schied er aus dem Ministerium aus und trat erst 1898 als Oberpräsident von Hessen-Raffau wieder in den Kreis der Politik. Im Jahre 1903 wurde er Oberpräsident von Schlesien.

Herzog Viktor von Ratibor ist am 6. September 1847 zu Mauden, der oberösterreichischen Befestigung seines Hauses geboren. Er ist erbliches Mitglied des preussischen Herrenhauses.

Aus aller Welt.

Was deutsche Wälder einbringen. Die Reinerträge der deutschen Wälder sind, wie sich aus dem deutschen Forsttage in Danzig herausstellte, sehr verschieden. Im Königreich Sachsen ergaben die Forstmänner Reinerträge von 50–100 Mark für das Jahr und Heftar aus den Nadelholzwaldungen. In Preußen betrug der Durchschnitt nur etwas über 10 Mark. In den letzten Jahren ist hierin allerdings eine Besserung eingetreten, und im Regierungsbezirk Danzig stieg der Reinertrag in zwei Jahren von 7,19 auf 15,49 Mark. Dabei ist zu erwägen, daß in Sachsen die Forsten mit 80 Jahren, in Preußen erst mit 120 Jahren genutzt werden und daß in Sachsen bei einer starken Industrie und großer Holzverwertung bedeutend höhere Holzpreise als sonst im Reich gezahlt werden. Gegen die sächsische Reinertragswirtschaft wenden sich aber auch viele Forstwirte, besonders Oberforstmeister Prof. Dr. Borggreen, der in den Forsten Holz in größter Menge und Güte erzielen will, was sich nur im höheren Alter erreichen lasse.

Von zweien, die sich nicht verstanden, erzählt die „Tägl. Rundsch.“: Die Anhänger der internationalen Weltsprache Esperanto hielten dieser Tage einen internationalen Kongreß

in Genf ab, bei dem selbstverständlich alle Teilnehmer Esperanto redeten. Ueber 800 Personen nahmen an den Versammlungen teil. Es kam dabei öfters zu amüsanten Zwischenfällen. So unterhielten sich zwei der Teilnehmer stundenlang in Esperanto und schließlich sagte der eine, daß er seinen Gefährten für einen Engländer halte. Dieser bestritt das, fragte jedoch, ob sein Gegenüber nicht Franzose sei. Das Ende vom Liede war, daß sie sich beide als Spanier entpuppten. Natürlich war es nun mit dem Esperanto-Stadbruch zu Ende.

Was der Bankräuber Bjelenzow über seine Flucht erzählt. Der Bankräuber Bjelenzow, der von der Schweiz ausgeliefert wurde und bei der Fahrt nach Petersburg trotz der Ueberwachung durch elf Personen fliehen und nach dem Auslande entkommen konnte, hielt jetzt über seine Flucht folgende interessante Angaben zur Verfügung. Danach durchte Bjelenzow nicht daran, die Scheibe zu zertrümmern und durch das Fenster des fahrenden Zuges in Gegenwart der Wache so zu entfliehen, wie es der amtliche Bericht besagt. Der Fluchtplan war viel einfacher und ungefährlicher. In demselben Zuge, in dem die zahlreiche Wache Bjelenzow begleitete, fuhren fünfzehn Helfershelfer Bjelenzows, die es verstanden haben, die Wache zu bestechen. Mit deren Zustimmung begab sich Bjelenzow in die

Toilette, wo bereits Kleider, Schminke usw. vorbereitet waren. Nachdem Bjelenzow sich entsprechend verkleidet hatte, ging er ruhigen Schrittes in denjenigen Wagen, in dem seine Complices saßen. Hierauf spielte sich in dem Wagen, in dem Bjelenzow vorher saß, eine Komödie ab. Man zertrümmerte eine Fensterscheibe, durch die wirklich ein Gewand herausgespringen versuchte, der aber mit seinem Nieten an dem Fensterrahmen hängen blieb, wie der amtliche Bericht besagt, ein Hindernis, das man im Fluchtplan jedoch ebenfalls vorgesehen hatte. Dann wurde der Zug angehalten und die wahrhaft komische Szene nach dem Zerbrechen unternommen, indem man mit Hilfe zahlreicher zusammengetriebener Bauern den Wald sorgfältigst absuchen ließ, trotzdem aber weil man genau wußte, daß sich Bjelenzow dort nicht befand. Fast der ganze Konvoi blieb an der Fluchtschätte, man sandte nach allen Richtungen Telegramme, den Flüchtling zu verhaften. Indessen kam Bjelenzow mit demselben Zuge, umgeben von seinen Kameraden, wohlbehalten in Petersburg an, von wo aus er nach Finnland und dann ohne jede Verfolgung nach England abreiste. Während Bjelenzow also bereits in Sicherheit war, suchten ihn die russischen Behörden erst im Gouvernement Pskow und dann auf der westlichen Grenze. Trotzdem nun dieser soeben von London aus ausgegangene Bericht einer zuverlässigen Person zu danken ist, der Bjelenzow vor seiner Abreise von London diese interessanten Einzelheiten mitteilte, hat sich die russische Administrativbehörde auf eine Anfrage dahin geäußert, daß diese Darstellung nur fabriziert worden sei, um die Behörden irre zu führen. Gleichzeitig muß sie aber zugeben, daß seit der Flucht Bjelenzows nicht die geringsten Anhaltspunkte für eine bestimmte Spur vorhanden sind.

„Schuster, bleib bei deinen Leisten.“ Aus London wird der „Voll. Sta.“ geschrieben: „Diese Schuhe wurden von Tolstoi gemacht, von Tolstoi, dem größten schriftstellerischen Genie der Jetztzeit.“ Die Schuhe, aus roher Kuhhaut gearbeitet, mit Sohlen, die viele Nägel aufwiesen, gingen in einem Rahmen aus Eisenholz über dem Kamin eines Schuhfabrikanten in Amerika, der, dem „Philadelphia Bulletin“ zufolge, sie als Tolstois Arbeit bezeichnete und folgendermaßen fortfuhr: „Als ich in Russland war, besuchte ich Tolstoi, brückte ihm meine Bewunderung über seine Bücher aus und schaute ihm beim Schuhfleiden zu. Jeden Tag arbeitet er, wie Sie wissen, drei bis vier Stunden an der Wank. Ich sah gleich, daß er viel zu langsam arbeitete, um seinen Lebensunterhalt mit dem Schuhmachen zu verdienen. Obendrein ist er nicht imstande, Schuhe in Glanzleder herzustellen. Nur die groben Bauernschuhe kann Tolstoi machen, sonst nichts, und obgleich er tüchtig arbeitete — er wollte sich natürlich vor einem erfahrenen Schuhmacher, wie ich einer bin, nicht bloßstellen — mußte ich ihm sagen, daß es ihm nicht leicht fallen würde, eine Stelle als Geselle zu finden. Tolstoi hat mir das Paar Schuhe über dem Kamin geschenkt, und ich habe ihm Geld für seine Armen gegeben. Ich habe ihm auch einen besseren Weg gezeigt, wie man die Hadenpipe mit Wachs befeuchten kann. Er wuschte den Boden nach der alten Mode.“

Den Opfern der „Heringschlacht“. In Hull wurde dieser Tage eine Statue zum Andenken an die drei Fischer entführt, die ihr Leben einbüßten, als die russische Flotte die Fischerfahrzeuge von Hull in der Nordsee angriff, in dem Glauben, es mit japanischen Torpedobooten zu tun zu haben. Die Statue ist 18 Fuß hoch und stellt einen Fischer dar, der eine Hand gehoben hat.

Frucht-Flammeris für den Sommer sind nie so gut, als wenn mit frischem Fruchtfaß und Mondamin hergestellt.

Mondamin beeinträchtigt nicht den feinen Fruchtgeschmack.

bewährteste Nahrung für Kufeke's Kinder-mehl gesunde u. magen-darmkranke Kinder.

Mutterlaugen-Badesalz „Neurogen“.

das Dr. med. Alwin Müller-Leipzig herstellt, verwendet man wegen seiner schnellen Löslichkeit jetzt überall und zu jeder Jahreszeit zur Bereitung von **Solbädern im Hause.**

Neurogen-Solbäder lassen sich schnell, sicher und bequem in jeder Badewanne herstellen und sind höchst wirksam gegen Rheumatismus, Gicht, Nerven-, Herz-, Nieren-, Frauen- und Kinderkrankheiten, wie Skrophulose und englische Krankheit. Preis: 100 kg M. 6,30, 50 kg M. 4,25, 25 kg M. 2,70 ab Bahnhof Leipzig. Probierchen à 5 kg franko jeder Poststation M. 1,65. Neurogen ist in allen Apotheken und Drogeriehandlungen in plombierten Originalpackungen erhältlich oder direkt zu beziehen von **Dr. med. Alwin Müller, Leipzig-V.** Prospekt gratis. 2712

Mutterlaugen-Badesalz „Neurogen“.



Gute, billige Suppen

Man verlange ausdrücklich **MAGGI'S Suppen** mit dem „Kreuzstern“.

Bereitet man in kürzester Zeit und ohne weiteren Zusatz als Wasser

mit **MAGGI'S Suppen** Schutzmarke Kreuzstern.

Besser als alle anderen!

1005/357



№. 211.

Dienstag, den 11. September 1906.

21. Jahrgang.

Vermißt.

Roman von Ewald August König.

Kontinuation

(Nachdruck verboten)

„Es ist schon viel gewonnen dadurch, daß sie von seiner Mitwissenschaft Kenntnis haben. Man muß seine schwachen Seiten erörtern und sie benutzen.“

„Auch das ist geschehen, bisher vergebens.“

„Welche Gefahren sollen Ihnen drohen?“

„Ich weiß es nicht; er wollte nichts weiter darüber sagen. Ich fürchte diese Gefahren nicht, darf mich auch von ihnen nicht zurückschrecken lassen. Augenblicklich kann ich nichts weiter tun, als beobachten. Ich hoffe, es wird uns möglich werden, nun öfter zusammen zu kommen. Jetzt dürfen wir aber die Geduld unserer Begleiterin nicht länger mißbrauchen.“ Theobald wandte sich mit einer scherzhaften Bemerkung zu Cécilie und die Unterhaltung wurde wieder in französischer Sprache geführt.

Die schöne Stunde war rasch verstrichen, die Mädchen mußten heimkehren, um beim Frühstück nicht zu fehlen. Ehe sie schieben, wurde verabredet, daß man in der Woche an einem bestimmten Tage morgens vor dem Frühstück im Park zusammenzutreffen wolle. Daß Mathieu ihnen nachgeschlichen war und sie eine Weile beobachtet hatte, ahnten sie nicht.

Henry Dibier, der beim Frühstück wieder sehr liebenswürdig gewesen war, hatte an diesem Morgen eine lange Unterredung mit dem Hausdiener, die ihn im höchsten Grade verstimmt. Er sandte ihn mittags mit einem Billet zu Garnier und ging ins Comptoir, wo er den an Weimar adressierten Brief forberte.

Theobald übergab ihm denselben mit der gleichgültigsten Miene.

Mit dem Briefe stieg Dibier die Treppe hinauf; er glaubte die Sache schlaun einzufädeln, aber er dachte nicht daran, daß Theobald Leontine gewarnt habe, wenn sie in der Tat mit ihm verlobt war.

Leontine und Cécilie standen in Hut und Mantel zum Ausgehen bereit, als er eintrat.

„Kommt Ihr zurück oder wollt Ihr noch gehen?“ wandte er sich zu seiner Nichte.

„Wir wollen in der Stadt einiges besorgen, Onkel zum Diner sind wir längst zurück.“

„Apropos, Fräulein Renard, dieser Brief ist vor einigen Tagen hier eingetroffen, haben Sie ihn vielleicht abgesandt?“

Diese gänzlich unerwartete Frage brachte Leontine doch in einige Verlegenheit; sie erblickte und der kleine zierliche Brief zitterte in ihrer Hand.

„Er kommt aus Ihrer Vaterstadt,“ fuhr Dibier, sie scharf beobachtend fort, „vielleicht lernten Sie dort den Herrn kennen; vielleicht sagten Sie ihm, Sie würden Ihre Briefe an ihn an mich adressieren.“

Leontine hatte ihre Fassung wiedergesunden und schüttelte ruhig den Kopf. „Sie irren, ich kenne den Herrn nicht.“ sagte sie.

Cécilie hatte nun auch einen Blick auf die Adresse geworfen. Sie erstarrte: „Weimar? So hieß ja der Mann, mit dem Du den schlimmen Prozeß hattest.“

„Ja, er hieß auch Weimar,“ nickte Dibier; aber da er selbst im Zuchthause sitzt und sein einziger Sohn im Kriege gefallen ist, muß der Adressat dieses Briefes wohl ein anderer sein.“ Wieder streifte sein lauerndes Blic das Antlitz Leontines, die ihre ganze Aufmerksamkeit den Handschuhen zu widmen schien, die sie eben anzog.

„Eselstüm bleibt es allerdings, daß dieser Brief hier ankommt und nicht abgeholt wird; ich muß ihn nun wieder zurückgehen lassen, denn ihn zu öffnen habe ich ja doch keine Berechtigung.“

Hatte er erwartet, daß Leontine darauf eingehen würde, so sah er sich getäuscht; sie reichte ihm mit unbefangenen Lächeln die Hand zum Abschied und entfernte sich mit Cécilie.

Nun meldete Mathieu: Herr Garnier erwarte ihn im Cabinet.

Er ließ ihn bitten, herauf zu kommen.

„Wir sind hier am wenigsten der Gefahr ausgesetzt, belauscht zu werden,“ sagte er, nachdem er dem Freunde einenessel angeboten und ihm gegenüber Platz genommen hatte. „Sie wissen, Fräulein Renard ist gestern zurückgekommen, heute morgen hatte sie schon eine Zusammenkunft mit dem deutschen Korrespondenten. Cécilie hatte sie begleitet, Mathieu fand diesen frühen Spaziergang verdächtig und schlich ihnen nach.“

„Hat er die Unterredung belauscht?“

„Nein; Mathieu behauptet, so nahe habe er sich nicht wagen dürfen.“

„Mathieu ist ein kluger Bursche, zeigen Sie nicht mit der Belohnung, er kann uns noch sehr nützlich werden. Cécilie versteht die deutsche Sprache nicht, so konnten also die beiden sich in ihrer Gegenwart ungeniert unterhalten. Mathieu wird ebenfalls keine Silbe verstanden haben. Was taten Sie nach ihrer Entdeckung?“

„Ich zeigte Fräulein Renard den bewußten Brief und fragte sie, ob sie vielleicht den Adressaten kenne. Sie verneinte, wurde aber verlegen.“

„Um, Sie hätten das nicht tun sollen, es ist besser, wenn niemand erfährt, welchen Verdacht wir hegen. Ich sagte Ihnen das gestern abend schon, als Sie mir die Zusammenkunft Labeles mit diesem Menschen berichteten. Sie müssen ihn zu morgen einladen. Zeigen Sie sich in Gegenwart der Damen ihm gegenüber von der liebenswürdigsten Seite, erhöhen Sie sein Salair und sprechen Sie die Erwartung aus, ihn nun recht häufig in ihrer Familie zu sehen. Es ist ja natürlich, daß man einen tüchtigen Arbeiter an seine Person zu fesseln sucht.“

„Vergessen Sie nicht, daß wir immer noch keine Gewißheit haben.“

„Wir werden sie nun bald erhalten; ich habe an den Renard Langer geschrieben und erwarte ihn in den nächsten Tagen.“ Ein tückischer Blick zuckte aus Dibiers Augen. „Wenn wir uns nicht getäuscht haben?“

„Für diesen Fall ist mein Plan schon fertig. Folgen Sie nur meinem Rat; laden Sie den jungen Mann ein und ver-

raten Sie nur ja mit keinem Wort, mit keinem Blick Ihren Argwohn."

"Ich soll auch Labelle mit ins Gebet nehmen?"

"Wollen Sie ihm verraten, daß Mathieu in unserem Auftrage spionierte?"

"Ja so, Sie haben recht! Und Fräulein Renard? Ob sie mit dem Deutschen verbündet ist?"

"Daran zweifle ich nicht." Garnier ließ in nervöser Hast seinen Schnurrbart durch die Finger gleiten. "Ich fürchte sogar, daß auch Cécilie in dieses Bündnis eingeschlossen ist. Oder sollte die Zusammenkunft in der Gemäldeausstellung gestern zufällig geschehen sein?"

"Warum nicht? Cécilie wird sich zu einem solchen Bündnis gegen ihre Verwandten nicht bereit finden lassen; sie weiß, was sie uns verdankt und welches Elend sie erwartet, wenn ich die Hand von ihr abziehe."

"Run, wir werden sehen!" Garnier erhob sich. "Darüber, was mit der Gouvernante geschehen soll, reden wir später."

"Sie muß meine Frau werden!"

"Dah, weshalb gleich heiraten?" höhnte Garnier. "Viel leicht läßt die Sache sich anders arrangieren."

"Das glaube ich nicht!"

"Geduld, erst das eine, dann das andere; warten wir, bis der Rentier Unger angekommen ist. Mathieu soll unterdessen seine Beobachtungen fortsetzen."

"Soll ich die Morgenpromenade verbieten?"

"Nicht doch, lassen Sie die Deutschen so vertraulich mit einander schwätzen, wie es ihnen beliebt. es bleibt doch leeres Gewäsch, von dem wir nichts zu befürchten haben. Kommen Sie heute abend in den Klub?"

"Gewiß," nickte Dibier, während sie der Tür zuschritten; "ich würde Sie gern zu Tisch einladen, aber ich weiß nicht, ob Cécilie..."

"Nein, nein, ich verzichte darauf!" Garnier öffnete die Tür und schritt hinaus.

In diesem Moment wurde ungestüm an der Haustür ge- zogen; die beiden blieben stehen; sie konnten, ohne gesehen zu werden, alles, was unten vorging, hören.

"Es werden die Mädchen sein," sagte Dibier leise.

Die Haustür wurde geöffnet.

"Wohnt hier Herr Dibier?" fragte eine Stimme, bei deren Klang Dibier zusammenfuhr.

Mathieu antwortete bejahend.

"Dann bitte ich Sie, Fräulein Renard zu sagen, ihr Bru- der sei angekommen und wünsche Sie zu sprechen."

"Teufel!" zischte Garnier.

Jetzt wurde die Tür des Comptoirs geöffnet, Theobald trat auf den Flur hinaus, um zum Mittagessen zu gehen.

"Herr Weimar!" rief Renard in höchster Ueberraschung. "Leben Sie denn noch?"

Was Theobald erwiderte, verstanden die Lauscher nicht, sie hörten nur, daß er gleich darauf das Haus verließ und daß Mathieu erklärte, Fräulein Renard sei ausgegangen, werde aber in einer Stunde zu Hause sein.

Garnier hatte seinen Freund in den Salon zurückgezogen und die Tür geschlossen. "Run haben wir Gewißheit," sagte er mit heiserer Stimme. "Dieser Hufarentrompeter hat ihn sofort wieder erkannt. Teufel, er ist der Bruder der Gouvernante. Ich hörte damals seinen Namen wohl, aber ich dachte nicht weiter darüber nach."

"Sie kennen diesen Renard?" fragte Dibier, ebenfalls in großer Aufregung.

"Ja, und ich habe mit ihm noch ein Hühnchen zu pikieren."

"Was ist der Mann?" fragte Dibier.

"So viel ich weiß, Handwerker!"

"Ob seine Schwester ihn hierher berufen hat?"

"Nein, sonst hätte sie ihn auf die Begegnung mit Weimar vorbereitet und er hätte hier das Geheimnis des Freundes nicht verraten. Ueberlassen Sie den Burschen mir, ich werde eine Gelegenheit finden, ihn ins Gefängnis zu bringen. Wir müssen ihn jedenfalls für einige Zeit unschädlich machen, so lange bis unsere Rechnung mit dem anderen geordnet ist. Sie werden das Begreifen, wenn Sie bedenken, wie dieser Mann seinen Kriegs- gefährten verteidigen wird."

"Und was soll nun geschehen?" Dibier fuhr mit der Hand über seine feuchte Stirn.

"Von Ihrer Seite nichts. Es ist ein glücklicher Zufall, daß wir bei dieser Erkennungsgen: nicht zugegen waren, wir können uns also noch immer den Anschein geben, als hegten wir nicht den leichtesten Argwohn. Sie werden Weimar morgen ein- laden und ihre Hilfe bereitwilligst zusagen, wenn Fräulein Re- nard dieselbe für Ihren Bruder erbittet. Nehmen Sie den Burschen freundlich auf und versprechen Sie ihm alles; mich

aber darf er hier nicht sehen. Unsere Begegnung kann nur zu Feindseligkeiten führen. An irgend einem abgelegenen Orte, wo ich mit ihm unter vier Augen wäre, würde ich ihm ohne Bedenken Stochieße geben, aber in Ihrem Hause natürlich nicht. Ich werde mich ihm fernhalten, um aus dem Hinterhalte desto sicherer ihn treffen zu können. Sitzt er dann im Gefäng- nis, so mögen Sie die Rolle des edelmütigen Beschützers über- nehmen; vielleicht werden Sie sich dadurch die Liebe seiner Schwester erwerben."

"Keine üble Idee! Und was soll mit Weimar geschehen?"

"Das sage ich Ihnen morgen Abend; ich werde heute nach Tisch mit meinen Vorbereitungen beginnen, und, wenn es sein muß, die Nacht durcharbeiten. Komme ich nicht in den Klub, so wissen Sie, was mich zurückhält. Weimar wird Ihre Ein- ladung annehmen, trinken Sie ihm wacker zu; an den schweren Burgunderwein ist er noch nicht gewöhnt, und es kann nicht schaden, wenn es übermorgen in seinem Kopfe nicht ganz klar ist. Gegen acht Uhr erwarte ich Sie unten; lassen Sie ihn nur getrost mit den Damen allein, in ihrer Gesellschaft wird er Sie nicht vermissen, und wir könnten ziemlich lange zu tun haben."

"Sie denken also übermorgen den Schlag zu führen?" fragte Dibier erwartungsvoll.

"Ja, wenn ich bis dahin mit allem fertig bin," erwiderte Garnier. "Nur nichts Halbes, nichts Unfertiges, wir wollen lieber noch warten. Halten Sie sich streng an meine Weisungen, dann muß und wird alles gelingen."

Dibier fuhr mit der Hand über seine Augen und atmete tief auf. "Und Labelle?" fragte er.

"Dem soll die Lust vergehen, Partei gegen uns zu ergreifen. Ist erst alles übrige geordnet, dann machen Sie kurzen Prozeß und werfen ihn vor die Tür; er mag dann zusehen, daß er ins Armenhaus aufgenommen wird."

"Ich weiß nicht, ob das ratsam wäre," sagte Dibier kopf- schüttelnd. "Der Kerl weiß zu viel; wenn er auch nichts bewei- sen kann."

"Sie werden ihn doch nicht fürchten? Wer die Buchhaus- jache getragen hat, kann nicht als Zeuge auftreten, und da er keine Beweise besitzt..."

(Fortsetzung folgt.)

Geschäftliches.

In Anbetracht der vielen Unglücksfälle, welche durch Ex- plosion oder durch Umfallen und Zertrümmern brennender Pe- troleum-Lampen hervorgerufen werden, rechtfertigt sich wohl ein besonderer Hinweis auf das vorzügliche, allein von der Pe- troleum-Raffinerie vorm. August Korff in Bremen hergestellte Kaiseröl.

Während gewöhnliches Petroleum auf dem Abelschen Reichs- test-Apparat schon bei ca. 21 Grad C. entflammbare Dämpfe aufweist, hat das Kaiseröl laut Älteste erster Autoritäten einen Entflammungs-Punkt von 50-52 Grad C., wodurch die Ex- plosion einer Lampe, resp. eine Feuergefahr beim Umfallen oder Zertrümmern einer mit Kaiseröl gespeisten Lampe vollständig ausgeschlossen ist. Im letzteren Falle wird die Flamme durch das Kaiseröl ausgelöscht.

Das Kaiseröl hat eine wasserhelle Brillantfarbe, ist fast geruchlos, erzeugt ein hervorragendes, die Augen schonendes Licht und ist äußerst sparsam im Gebrauch.

Digi.

Rheinisch-Westf.

Handels- und Schreib-Lehranstalt.

38 Rheinstrasse 38.

Unterrichts-Institut für Damen und Herren.



Buchführung, Rechnen,
Handelskorrespondenz,
Stenographie,
Maschinen-

und Schönschreiben.

Tag- und Abendkurse.

1460

Prospekte kostenfrei.

Fernsprecher 3283.

Ein kleines Unglück.

Novellette von Louis Sanolet.

(Nachdruck verboten.)

I.

Helene Thierry sitzt an dem engen Fenster an dem langen Tisch aus weissem Holz und arbeitet eifrig. Geschickt, hastig und fieberhaft fährt ihr Pinsel abwechselnd über die Taburets, Spiegel und Fächer, verteilt hier und da die gewöhnlichen Striche und beginnt mit unerhörter Geduld die dekorativen Ueberheiten aufs neue, mit denen der gesellschaftliche Geschmack sich heute begnügt: Blumen mit Schnörkellinien, Vögel, Tänzerpaare. Denn das alles muß morgen in dem „maison de Cotillon“ abgeliefert werden, und Helene hält gewissenhaft darauf, die drei bis vier Sous zu verdienen, mit denen jede ihrer mühseligen Arbeiten so erbärmlich gelohnt wird.

Von Zeit zu Zeit läßt die Madame Thierry ihre Zeitung fallen, um zu sehen, wie weit man ist. Sie sagt „man“, als nehme sie an dieser mühseligen Arbeit teil. Doch man kann sich beruhigen, die dicke Dame mit dem blühenden Teint hält sich von dieser Arbeit ebenso fern wie von jeder anderen. Ist es nicht schon traurig genug, sich ohne einen Freund, sich ohne einen Pfennig in diesen düsteren und kalten vierten Stock der Rue Bourfault versannt zu sehen, wenn man die Blüte der Pariser Aristokratie in seinen Salons empfangen hat? Denn Madame Thierry ist die Witwe des wegen der Kühnheit seiner Operationen in der Finanzwelt wohlbekannten Bankiers dieses Namens. Eines schönen Tages ging er zu weit; es folgte der Krach, ein ungeheurer Defizit und der Pistolenschuß. Von allen verlassen, mit Schulden überhäuft und ohne irgend welche Mittel stand Madame Thierry da. . . Sie besaß nicht die geringste Energie; was sollte aus ihr werden?

Glücklicherweise hatte ihre Tochter Helene, die im Alter von 22 Jahren stand, Mut und Tüchtigkeit für zwei. Die Lektionen bei den Malern, die man in der guten Zeit so teuer bezahlt, trugen jetzt ihre Früchte. Was sie früher als Spielerei betrieben, sollte ihr später als Lebensunterhalt dienen. Von diesem armseligen Verdienst lebten die beiden Frauen, in diesem Winkel von Batignolles, fern von der glänzenden Welt, die sie früher so gefeiert.

Mit düsterem Auge und großer Gleichgültigkeit betrachtet Madame Thierry die Gegenstände, auf die Helene ihre helle Farben wirft.

„Nein, dieses Glend“, seufzte sie laut, „sich so abarbeiten zu müssen, um die zu amüsieren, die uns den Rücken gelehrt.“

„Aber Mama, sei doch nicht traurig“, versetzte das junge Mädchen heiter. „Uebrigens kannst du jetzt nicht sagen, daß man uns den Rücken lehrt, da uns doch diese gute Madame d'Ardenne zu morgen zu ihrem großen Diner einlädt. — Sie hat so sehr darauf bestanden, daß wir kommen sollen.“

„Und das macht dir Spaß, dieses Diner?“

„Gewiß, Mama, und auch dir macht es Spaß, davon bin ich überzeugt. Erstens gibt es getrüffelte Putz, und die ist doch so gern.“

„Ach, weißt du, ich habe so viel gegessen . . . und mein Kleid, ist es fertig?“

„Fertig und fertig, wenn du wüßtest wie es mir steht! Ich habe gestern abend noch sehr spät daran gearbeitet, als du schon im Bette warst. O, zürne nicht, es war mir nach dieser langweiligen Arbeit an den Fächern weit angenehmer, als zu schlafen. . . und dann habe ich es sofort anprobiert. Das ist toll, nicht wahr, um drei Uhr morgens?! Aber ich war so zufrieden und stolz. O, ich sah mit den Kleidern, die wir von Docet kauften, nicht besser aus. Und siehst du, Mama, das beste Glück ist noch immer das, welches man sich selbst schafft.“

Arme tapfere Helene! Sie kann wohl sagen, daß sie sich das seltene, armselige Glück eines eleganten Kleides selbst geschaffen hat. Wie viel Entbehrungen, wie viel Nachtmachen! Wie viel heldenhafte Anstrengungen hatte sie machen müssen, bevor ihr die Freude zuteil wurde, diesen feinen Musselin und die Seide des Besatzes kaufen zu können.

II.

In dem Omnibus Batignolles—Cligny—Odéon betrachten die Fahrgäste mit Verwunderung und Vergnügen dieses feine, junge Mädchen in Gesellschafts-toilette unter dem schweren, abgeschabten Mantel. Helene und Madame Thierry fühlen sich unter all den neugierigen Blicken etwas unbehaglich. Aber man begreift wohl, daß es nicht möglich war, nach all diesen Ausgaben auch noch einen Wagen zu nehmen. Man kommt schließlich zu Madame d'Ardenne, nach der Rue de Luxembourg, und Madame Thierry hatte etwas Herzklopfen, als sie diese schönen, luxuriös möblierten Zimmer durchschreitet. Witwe eines Marineoffiziers, reich und liebenswürdig, empfängt Madame d'Ardenne alle Mittwoch eine sehr zahlreiche Gesellschaft, in der sich die intimen Freunde und Berühmtheiten aller Art mischen. Da kommt sie gerade. Fieberhaft und eilig verliert sie sich ein bißchen in der Masse ihrer Bekanntschaften, stellt ihre Gäste, wie es gerade der Zufall fügt, vor, manchmal zweimal, manchmal auch gar nicht.

„Madame de Courtois — Herr Hémand, Mitglied der Akademie. . . Madame Brun du moulin — die bekannte Malerin — Herr Duchamps, ein junger, hoffnungsvoller Poet — ach nein, das ist ja wahr, Sie sind ja Chemiker. — Fräulein Helene Thierry. . . hier, mein liebes Kind, ist Ihr Tischnachbar: Herr Jacques Varibe, der große Pflanzungen besitzt, ich glaube in Jamaika. . . Ach nein, es ist ja wahr, in Indien. . . ein Wilder, mein Herzchen, ein richtiger Wilder, bis jetzt hat ihn noch niemand zu zähmen vermocht, Sie können den Versuch machen.“

Und sie huscht von Gruppe zu Gruppe, behend, schlangenhaft, ein richtiger Wirbelwind. . .

„Ein schöner Frühlingstag, nicht wahr, mein Fräulein?“

Mit diesem alltäglichen Satz beginnt die Unterhaltung zwischen Helene und Jacques Varibe. Er ist ein großer, brünetter Mensch, mit schönem offenen Gesicht und wohlgepflegtem Vollbart. Unter dem Frack scheinen sich seine Schultern unbehaglich zu fühlen, und er hat in seinen Bewegungen die Ungeschicklichkeit eines Menschen, der sich viel in freier Luft bewegt, eine Festigkeit, die den Nippfaden und Schleppkleidern beinahe verhängnisvoll werden könnte. Doch in seinem klaren Blick glänzen Güte und Rechtschaffenheit. Bei der Tafel wird die Unterhaltung lebhafter. Helene hat im Kloster jene Abenteuerromane gelesen, die den jungen Mädchen stets erlaubt werden, und sehnt sich nach jenen herrlichen Ländern mit den feenhaften Vegetationen. Mit Feuereifer fragt sie deshalb ihren Nachbar nach dem Lande, das er bewohnt, nach dem geheimnisvollen hundertjährigen Indien, dem Vaterlande der Rajahs, der Fakire und der Brahmanen. . .

Und er antwortet mit gutmütigem Lächeln, aus dem man die Freude und die Begeisterung heraus hört, die er seinem Adoptivvaterlande geweiht hat. . . Unter seiner etwas rauhen Hülle verrät sich ein Poet, der in einigen bewegten, farbenreichen Bügen die Pracht der Horizonte, die großen Flüsse, die Monumente und Seldendieder und den Glanz längst entschwundener Jahrhunderte heraufbeschwört.

Und wieder fragt Helene:

„Aber, mein Herr, welcher Zufall hat Sie denn nach diesen wunderbaren Gegenden geführt?“

Eine Wolke der Traurigkeit huscht über das Gesicht des jungen Mannes, und er antwortet mit etwas rauher Festigkeit:

„Ein glücklicher Zufall? Ach nein! Ein großer Schmerz, mein Fräulein. Ich liebte jemand, der mich nicht liebte — und sie hat mich schändlich betrogen.“

Diese letzten Worte wurden mit großer Anstrengung ausgesprochen, und die mitleidige Helene fühlt, wie ein starkes Mitleid sich in ihrem Herzen regt. Sie fühlt sich gleichzeitig bewegt und glücklich, als wäre sie überzeugt, eine edle Wunde entdeckt zu haben. — Ach, wie gern möchte sie diese Wunde heilen!

(Schluß folgt.)



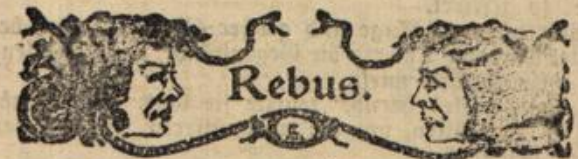


Eine Wette. Bei dem rastlosen Vorwärtstreben des Menschen auf allen Gebieten pflegt auch der bewundernswürdigste Reford kein lauges Leben zu haben. Kaum hat der eine die bis jetzt unübertroffenen Leistungen des anderen spielend geschlagen, kaum ist sein Name in aller Munde, so wird auch schon sein Erfolg von dem größeren eines Gegners in den Schatten gestellt. Auch der Reford, von dem wir berichten, wäre bei unseren heutigen Maschinen leicht zu überholen. Es war im Frühjahr 1811, als Sir John Trotmorton of Newbury in der freundlichen Grafschaft Berkshire in Süd-England eine Wette um 1000 Guineen — etwa 20 000 Mark — mit einigen guten Freunden machte. Sir John wettete, daß er an einem bestimmten Tage abends 8 Uhr zu einer Festmahlzeit in einem nach damaligen Begriffen eleganten Rock erscheinen werde, der aus einem Tuch bestehe, das an demselben Morgen 5 Uhr als rohe Wolle noch auf dem Rücken zweier Schafe der Sir John'schen Herde gefressen habe. Sir John's guter Freund, Mr. John Cozeter, ein großer und angesehener Tuchfabrikant in Newbury, übernahm die Anfertigung des Stoffes, und der 25. Juni 1811 wurde als Entscheidungstag festgesetzt. Die ganze Stadt hielt Fest- und Ruhetag; nur die vielen Hände, die mit Sir John's Rock beschäftigt wurden, waren in eifriger Tätigkeit. Als der Morgen heranbrach, begab sich Sir John, von seinen Hirten und zwei wohlgenährten Schafen begleitet, in die Tuchfabrik des Mr. Cozeter, und mit dem Glockenschlage fünf begann man die Schur der Schafe, während der Schneidermeister Mr. James White dem Gutsherrn Maß nahm. Die Wolle wurde darauf gewaschen und ging die verschiedenen Prozesse durch, bis sie den Webstuhl erreichte. Das Gewebe kam dann in die Wäscherei und Färberei, bis die Wolle der beiden Schafe am Nachmittage als fertiges Stück schönsten Tuches, wie es besser weder vor noch nachher in England erzeugt wurde, vor dem Schneider lag. Mr. James White war schon längst mit dem Maß und Muster fertig, und sobald ihm der Stoff übergeben wurde, begannen er und neun Gesellen mit der Anfertigung des Rockes. In zwei Stunden und zehn Minuten wurde zugeschnitten, genäht, angeprobt und gepreßt, und zwanzig Minuten nach sechs zog Sir John Trotmorton den neuen Rock an, während 5000 Menschen ihm ihren Beifall jubelten. Das Gerücht von den Vorgängen in Newbury hatte sich schnell in der Nachbarschaft verbreitet und Tausende von Neugierigen herbeigelockt. Sir John erschien pünktlich um acht Uhr zu der Festmahlzeit und war sehr stolz auf seinen eleganten Rock. Und draußen unter offenem Himmel verzehrte die Arbeiterbevölkerung der Stadt die beiden Schafe, die am Morgen die Wolle zu dem Rock geliefert hatten. Der Rock wird noch heute als große Merkwürdigkeit von den Nachkommen Sir John's aufbewahrt.

Künstlicher Blumenduft. Eine ganze Reihe von Parfüms, die sich im Handel befinden, haben nichts mit den Blumen gemein, die ihnen den Namen geben. Oft entstammen sie heimlichen Stoffen, die mit der Pflanzenwelt überhaupt nicht in Verbindung stehen. Natürlich werden auch verschiedene Parfüms aus wirklichen Blumen hergestellt. Es sind dies aber die teuersten, und dies ist leicht verständlich, wenn man in Erwägung zieht, daß z. B. zu einem Pfund Rosenöl 400 000 Rosen nötig sind, und daß dieses Pfund ungefähr 1000 Mark kostet. Deshalb wird Rosenöl auch besonders viel, namentlich mit Sandelholz, verfälscht. Der feine Mandelduft, der den Blumen des Mandelbaumes entströmt, wird täuschend mit Hilfe eines Stoffes nachgeahmt, der aus der Steinkohle gewonnen wird. Insofern steht das falsche Bittermandelöl über dem echten, als es keine Blausäure, das starke Gift, enthält, das sich in vielen Kernfrüchten, namentlich im Kern der Kirsche, Pflaume und Aprikose, in besonders hohem Grade aber in den bitteren Mandeln vorfindet.



Geheimnisse aus dem Universum. Professor See hat in den „Astronomischen Nachrichten“ eine ausführliche Mitteilung über die mühsamen Arbeiten gemacht, durch die er die Eigenschaften der verschiedenen Körper des Planetensystems der Sonne genau festzustellen versucht hat. Es kam dem Forscher hauptsächlich darauf an, die Dichte, die Druckverhältnisse und die Trägheitsmomente der einzelnen Planeten zu bestimmen. Doch hat er auch andere wichtige Ergebnisse erzielt. Beispielsweise ist er zu dem Schluß gekommen, daß der Planet Uranus sich wahrscheinlich in einer Zeit von 10 Stunden 6 Minuten und 40,32 Sekunden einmal um seine Achse bewegt, während auf dem äußersten Planeten des Sonnensystems, auf dem Neptun, ein Tag die Länge von 12 Stunden 50 Minuten 53 Sekunden besitzt. Die Abplattung des Uranus wird auf $\frac{1}{25}$, die des Neptun auf $\frac{1}{45}$ angegeben. Für die Erde scheint das von Laplace aufgestellte Gesetz der Dichte volle Gültigkeit zu haben, denn die für die äußere Erdkruste danach berechnete Abplattung stimmt mit den direkten Messungen sehr gut überein. Professor See hat ferner versucht, eine genaue Vorstellung von dem im Mittelpunkt der Erde vorhandenen Druck zu erhalten, und berechnet diesen gleich dem einer Quecksilbersäule von etwas über 2383 Kilometer Höhe, die also die Höhe des Eiffelturms 7838 mal übertreffen würde. Auch diese Ziffer will aber noch wenig bedeuten im Vergleich zu dem Druck, der wahrscheinlich im Mittelpunkt der Sonne herrscht, und von See auf nahezu 212 Billionen Atmosphären angegeben wird. Sollte dieser Druck durch eine Quecksilbersäule erzeugt werden, so müßte diese, wenn man das spezifische Gewicht des Quecksilbers auf der Erde zugrunde legt, von unserer Erde bis über die Sonne hinausreichen.



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

